

Der nach den Büffeln schmeißt

Was mag jemanden gestochen haben, der sich im Zoo hinters Gitter schleicht und friedliche Kaffernbüffel mit Steinen beschmeißt? Antwort: Er liebt diese Wildart wie kaum eine andere. Verrückt? Könnte sein. Im Fall des Malers Hans Lakomy steckt jedoch etwas Anderes dahinter. Genau dies musste er dem Tierpfleger erklären, der ihn ertappte. Lakomy sagt: „Der hatte auch tatsächlich Verständnis für mich – durfte aber natürlich keins haben.“

„Was sollte ich denn machen?“, argumentiert der malende Schmeißer. „Ich bin extra nach Hannover gefahren, um diese Tiere zu studieren. Und was sehe ich dort? Eingespernte Büffel, die stundenlang stillstehen wie `ne Kuh.“ Lakomy hatte nicht vor, die urigen Zoo-Phlegmatiker körperlich zu attackieren. Er wollte ihnen nur auf die Sprünge helfen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie sie sich in freier Wildbahn bewegen. Er wollte ihre Wehrhaftigkeit und zugleich ihre Erhabenheit sehen, die ihn so sehr beeindruckten, dass er sich fragt: „Mein Gott, was ist der Mensch im Vergleich zu so einem Wesen?“

Vor lauter Begeisterung scheint Lakomy zu übersehen, dass manche Menschen so wehrhaft auftreten, dass andere sie hinter Gitter sperren. Weitere fühlen sich so sehr über alles erhaben, schweben quasi über allen Dingen, dass sie sich kaum noch von etwas berührt fühlen. Derartige Erhabenheit könnte einer wie Hans Lakomy nicht gebrauchen. Er muss sich von so mancher Alltäglichkeit heftigst berührt fühlen. So heftig, dass er den Druck verspürt: „Ich muss es festhalten.“

Was Jäger zur Strecke bringen, bringt er zu Papier oder auf die Landwand. Seine gebräuchlichsten „Kaliber“ reichen von 1H bis 8B. Mit solchen Bleistiftstärken präsentiert er sich seit Jahren auch der „Wild und Hund“-Leserschaft, indem er illustrativ ausdrückt, was Jagdgeschichten mit Worten erzählen.

Das Zeichnen sieht Hans Lakomy „als Fundament der Malerei“. Er weiß, wie verräterisch ein Bleistiftstrich sein kann. An ihm sieht das geübte Auge viel schneller als am Pinselstrich, was jemand kann. Lakomy ist der Überzeugung: „Wenn das Fundament wackelt, kann aus allem Anderen nichts werden.“

Weil er mit der Stabilität seines Fundaments zufrieden ist, arbeitet dieser Maler regelmäßig auf zwei „Baustellen“: Auf der einen entsteht mit Stiften die schwarz-weiße Welt des Hans Lakomy, auf der anderen seine farbige in Öl und Aquarell. In seinem Haus im niedersächsischen Salzgitter hat er sich quasi im wahrsten Sinne des Wortes zwei Baustellen geschaffen: ein Atelier für die Zeichnerei und ein weiteres eigens für die Arbeiten in Öl. Ein Luxus, den Hans Lakomy nicht als solchen empfindet. „Ich brauch’ das,“ sagt er und fügt mit schnuppernden Nasenflügeln hinzu: „Ständig kann ich den Geruch von Ölfarbe und Terpentin nicht um mich haben.“

Wer diesen Mann zwischen beiden Arbeitsplätzen pendeln sieht, kann den Eindruck gewinnen, einen rastlosen Geist zu beobachten, einen künstlerischen Nimmersatt, der jede Chance greifen will, um das zu tun, was seine Berufung ist. Darauf angesprochen, versucht er nicht eine Sekunde lang auszuweichen oder womöglich

den in sich ruhenden Stoiker zu mimen. Stattdessen gesteht er: „Ich fühle mich immer wie ein zu kurz Gekommener.“ Für das, was er schaffen will, ist die Zeit zu knapp. Mit dem ratlosen Blick eines Mannes, der überlegt, wo er einen Verlängerungsantrag für zu kurz geratene 24-Stunden-Tage stellen kann, erklärt er sein Problem: „Ich müsste viel, viel mehr ungestört in der Natur beobachten und im Atelier arbeiten können.“

Eine gewisse Ungeduld zwickt den 59-Jährigen wohl seit jeher. Vor einigen Jahren konnte er im Zoo nicht warten, bis sich die Büffel bewegten, und als junger Mann ging es ihm nicht schnell genug, ein richtiger Maler zu werden. Damals machte er ein Fernstudium an einer Pariser Malschule. Die stellte ihm Aufgaben, er erfüllte sie, schickte sie ein, wartete auf Korrekturen und auf die nächste Aufgabe. Wenn er heute darüber nachdenkt, winkt er nur ab: „Das war mir einfach zu langwierig. Ich wollte malen.“ Also zog er vorzeitig einen Strich unter sein Studium und arbeitete nicht nur auf eigene Faust, sondern, Zitat Hans Lakomy: „wie ein Bekloppter.“ Er bereut diesen Schritt nicht, denn seine Überzeugung lautet: „Auf diese Weise habe ich gelernt, bin ich besser geworden.“

Auf dem langen Weg zu möglichst optimaler Leistung fühlte sich dieser Mann nie von Vorbildern geleitet. Das sagt er und hält gleich darauf inne. Dann macht sein Blick im Raum die Runde, als vergewissere er sich, ob es nicht doch noch irgendwo etwas gebe, das man Vorbild nennen könnte. Und dann: „Ich bin zwar immer in Museen gegangen. Da hab’ ich mich auch begeistert. Ich habe aber nie gesagt: ‚So will ich auch mal malen.‘“ Schließlich kommt er zu dem Schluss: „Mein Vorbild war immer die Natur.“

Aber was heißt „immer“? Jeder Zeitraum hat einen Anfang. Hans Lakomy fing als Junge an, mit glänzenden Augen auf Marder, Fuchs und Eichhörnchen zu blicken wie andere auf die Motorhaube eines breitbeinig strotzenden Porsche. Obwohl, theoretisch hätte damals schlichtweg jedes Auto beste Chancen gehabt, sein Herz höher schlagen zu lassen. Denn es gab keins. Nicht in Cramme, jenem Ort südwestlich von Wolfenbüttel, in dem Hans Lakomy aufwuchs und der noch heute keine 1000 Einwohner zählt. Da, wo die Straße noch nichts zur Strecke brachte, waren aber Jäger am Zug. Hans Lakomy war als Treiber immer wieder mit von der Partie und kann sagen, was heute kaum noch einer behaupten kann: „Ich hab’ noch für die Lappjagd die Lappen aufgehängt.“

Jäger ist er nie geworden. Dennoch jagt er. Er tut’s mit Augen, Kamera und Stift. Immer mit dem Ziel, Motive mit nach Hause zu bringen. Motive, die ihn auf besondere Weise angesprochen haben und die nicht zuletzt Jäger in stimmungsvoller Weise ansprechen. Wenn Hans Lakomy seine Erlebnisse malerisch umsetzt, verknüpft er damit einen Wunsch: „Wer meiner Bilder ansieht, soll darin pirschen können.“ Wobei er weiß, dass er den klaren Weg nicht immer deutlich vorgezeichnet hat. Mit dem, was er zeichnet oder malt, will er nicht plakativ darstellen, was sich abgespielt hat. Seine Bilder sollen den Erfahrungsschatz des Jägers, seine Kenntnis, seine Erlebnisse wecken und den Betrachter ahnen lassen, was sich in und nicht zuletzt nach der dargestellten Szene abspielt.

Beispiel: Ein Fuchs schnürt durch die Neue. Seine Branten sind klar im Schnee zu erkennen. Auf Höhe eines vom kalten Weiß bedeckten Misthaufens hält er inne. Äugt nach links. Für jemanden, der sich mit den Zusammenhängen in der Natur nicht

auskennt hat diese Szene weitaus weniger zu erzählen als für einen jagdlich Erfahrenen. Letzterer kann die von Lakomy „eingefrorene“ Situation weiterspinnen und womöglich die eine oder andere fast vergessene spannende Ansitzstunde aufleben lassen.

Apropos Leben: Totes kann auch dieser Maler nicht aufleben lassen. Aber er kann lebendig erhalten. Dazu ein Beispiel: Wenn ein Jäger von ihm das Porträt seines Hundes will, tut Hans Lakomy zwar seine Arbeit, aber stellt es dem Auftraggeber frei, ob er das Bild anschließend kauft oder nicht. Wesentlich für ihn ist, dass seine Arbeit „ankommt“. So verhielt er sich auch gegenüber einer Frau, die das Porträt eines Weimeraners bestellt hatte. Es sollte ein Geschenk für ihren Mann werden. Sie kam ins Atelier, sah das Bild an, sagte nichts. Die Frau begegnete dem Maler mit einer Stille, die er nur schwer ertragen konnte. Er beobachtete sie, wartete auf eine Reaktion und rechnete mit dem Schlimmsten. Dann kam sie aus sich heraus, zeigte Begeisterung, nahm das Bild mit. Später hörte Lakomy von einem Bekannten die Reaktion des Beschenkten. Der sagte: „Der hat nicht irgendeinen Weimeraner gemalt, der hat unsere Fine gemalt.“ Eine Reaktion, die für diesen Maler gewichtiger ist als Bezahlung.

Solche Erfolge gehen ihm nicht leicht von der Hand. Seine Arbeit bedeutet ihm Stress. Jedoch einen Stress, der dazu gehört wie die Patrone in den Lauf. Dennoch sieht er sich gezwungen, diesen Stress zu dämpfen. Und womit er das fertig bringt, mag kaum einer erraten. An dieser Stelle sei das Geheimnis verkündet. So viele Striche wie er macht, so viele Salmiak-Lakritze steckt er sich in den Mund. Freimütig gesteht er seine einzige Sucht: „Wenn ich die bei der Arbeit nicht hab', fehlt mir was.“ Aber Hans Lakomy hat sie nicht nur, er frisst sie.

Andreas Kläne